

Elke Naters

Später Regen

Roman

Kiepenheuer & Witsch



Verlag Kiepenheuer & Witsch, FSC® N001512

1. Auflage 2012

© 2012, Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlaggestaltung: Elke Naters

Umschlagmotiv: © Elke Naters

Gesetzt aus der Adobe Garamond und der ITC Legacy Sans

Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN 978-3-462-04461-4

1

Von dem Moment meiner Empfängnis in einer kühlen Mainacht wurde das Leben meiner Mutter noch komplizierter, verwirrender und unerträglicher, als es ohnehin schon war. Ich war darin noch das kleinste Übel, im wörtlichen Sinne, denn ich war zu diesem Zeitpunkt nicht größer als ein Nadelstich.

Mich hätte es nie geben sollen. Und wenn, dann wenigstens nicht als Mädchen. Mädchen hatte meine Mutter schon genug. Mehr, als sie ernähren und verkräften konnte.

Vor meiner Empfängnis hatten meine Schwestern einen Vater und eine Mutter und alles, was sie zum Leben brauchten: Fahrräder, Rollschuhe, Telefone, einen Rauchglastisch, zwei Fernseher, zwei Sofas, jede Menge Kleidung und Spielzeug, das in der ganzen Wohnung verstreut lag und von unserer Mutter regelmäßig schimpfend weggeräumt wurde.

Als der Vater meiner Mutter starb, verließ sie das verhasste graue Land, in dem sie ihrem Mann zuliebe mehr als zehn Jahre lang gelebt hatte, und flog mit meinen Schwestern zurück in ihre Heimat. Die Möbel nahm sie mit. Ihr Mann wollte nachkommen, sobald er alles geregelt hatte.

Nach sechs Monaten kam er endlich. Er brachte jedem Mädchen ein Handy mit, war deutlich schlanker und sagte, er habe eine Freundin und würde in England bleiben.

Meine Mutter tobte und schrie. Sie trank eine ganze Flasche Whiskey und warf sich in den Pool, um zu sterben. Der Vater meiner Schwestern fischte sie heraus, legte sie tropfnass in das ehemalige Ehebett, das um die halbe Erdkugel gereist war, und flog am nächsten Tag zu seiner Geliebten zurück.

Meine Mutter lag tagelang hinter geschlossenen Gardinen. Nora, die Älteste, musste sich um unsere Schwestern kümmern. Sie stand morgens auf, schmierte ihre Schulbrote und brachte sie in die Schule. Die Jüngste, Sam, war acht, Paula zehn und Carla zwölf.

Nora kaufte ein, kochte Essen, spülte ab, hielt das Haus in Ordnung und hasste ihre Mutter, der sie die Schuld für alles gab. Hätten sie England nie verlassen, wären sie immer noch eine Familie.

Meine Mutter rappelte sich langsam wieder auf. Fest entschlossen, das Beste aus ihrem Leben zu machen, ging sie fast jeden Abend aus, um sich zu betrinken und Männer kennenzulernen. Nora hasste sie dafür noch mehr, weil sie zu Hause bleiben musste, um auf ihre Schwestern aufzupassen.

In einer dieser Nächte lernte meine Mutter meinen Vater kennen. Er war der einzige Mann, den sie ihren Töchtern vorstellte. Er war verheiratet, was er verheimlichte, er hatte eine Firma, die gerade zusammenbrach, eine Frau, die nicht mehr mit ihm schlief, und Kinder, die nichts von ihm wissen wollten. Unglück und Unglück ziehen sich bekanntlich an, und so zeugten sie mich.

Er holte sie abends ab, und dann fuhren sie zu der kleinen Bar am neuen Hafen, der einzigen Bar im kleinen Küstenstädtchen. Sie tranken Bier und Schnaps zu lauter Rock-'n'-Roll-Musik. Manchmal gab es Karaoke, das von der dicken, viel zu blonden Besitzerin meist selbst bestritten wurde. Ohrenbetäubend laut, in einen türkisfarbenen Fransenumhang gekleidet, sang sie mit glasklarer Stimme zu Schlagern, die alle kannten, nur meine Mutter nicht, weil sie all die Jahre in England gelebt hatte.

Es war zu laut, um sich zu unterhalten, aber das störte sie nicht. Es gab ohnehin nicht viel zu sagen, und das, was zu sagen war, hatten sie bereits in endlosen Schleifen wiederholt.

Später stiegen sie betrunken in sein Auto und fuhren die kurvige Küstenstraße zurück. Am Morgen sahen meine Schwestern seinen weißen Pick-up vor der Tür stehen und wussten, dass er im Bett ihrer Mutter lag. Ihn selbst bekamen sie selten zu Gesicht.

Nora hasste ihn, weil er nicht ihr Vater war, und unsere Mutter noch mehr, weil sie sich so schnell mit einem anderen einließ.

Aus Trotz machte Nora das Gleiche. Sie stieg nachts aus dem Fenster, um sich mit Jungs zu treffen, auf der großen Wiese mit dem braunen stacheligen Gras, das auch im Winter nie grün wurde, wo sie unter dem Maulbeerbaum lagen und sich küssten, und Nora ließ sich angewidert abfummeln, um sich an ihrer Mutter zu rächen, die nicht einmal bemerkte, dass sie weg war.

Die hatte andere Sorgen, und der Maulbeerbaum war zu Beginn des Sommers fast kahl, weil die Kinder jeden Tag nach der Schule mit großem Geschrei die Blätter von

den Ästen rissen, um ihre Seidenraupen damit zu füttern, denn das war das Einzige, was diese fraßen.

Nora wanderte nachts durch die leeren Straßen mit den einstöckigen Einfamilienhäusern, die hinter blühenden Hibiskusbüschen und sorgsam getrimmten Hecken lagen und einen Pool im Garten hatten und ein Trampolin, falls Kinder darin wohnten. Die Hunde bellten hinter hohen Mauern, und nie traf sie einen einzigen Menschen. Sie genoss ihre nächtlichen Spaziergänge, die Einsamkeit und die Stille und stellte sich vor, sie wäre die einzige Überlebende nach einem Atomkrieg. Diese Vorstellung fand sie überraschend tröstlich.

Nach einer Weile hatte sie genug von den triefenden Küssen und den gierigen Händen und legte sich allein auf das stachelige Gras unter den Maulbeerbaum, um in die Sterne zu schauen.

Von all dem bekam meine Mutter nichts mit. Wenn sie und Nora aufeinandertrafen, sprachen sie nicht miteinander, sondern schrien sich an.

Mutter wurde immer gereizter, kam morgens gar nicht mehr aus dem Bett. Als ihr auch noch ständig übel war, ahnte sie, was ihr bevorstand. Nach vier Schwangerschaften gab es keinen Zweifel. Sie hatte vier Mal in ihrem Leben einen Test gemacht, und der war immer positiv. Einen fünften brauchte sie nicht, das Geld konnte sie sich sparen.

2

Die Vermieterin war eine biestige, geldgierige Frau, die alleinerziehende Mütter nicht leiden konnte, weil sie die meiste Zeit ihres Lebens selbst eine gewesen war und jeden Moment davon gehasst hatte. Sie hatte hart gearbeitet und langsam, aber stetig mit Immobilien ein Vermögen gemacht. Jetzt lebte sie davon, dass sie ihre Häuser vermietete und die Mieter nach Laune wieder hinauswarf. Zum dritten Mal, seit wir dort wohnten, kündigte sie eine Mieterhöhung an. Jeden Monat einmal, pünktlich, zuverlässig und lästig, wie die Periode, die meine Mutter nun nicht mehr hatte.

Dieses Mal stellte die Vermieterin, die völlig unpassend den reizenden Namen Poppy trug, eine Renovierung in Aussicht, die dringend nötig wäre. Sie wollte das Haus instand setzen und teurer vermieten. Da ein paar Hundert Rand mehr Miete nicht der wahre Grund gewesen sein konnten für diesen monatlichen Terror, war anzunehmen, dass Poppy eine sadistische Freude an dieser Form der Machtausübung empfand.

Man sollte meinen, dass sie Mitgefühl mit meiner Mutter gehabt hätte, aber genau das Gegenteil war der Fall. Poppys Mann hatte sie mit drei Kindern für eine jüngere

Geliebte sitzen lassen und lebte mit ihr in der Schweiz, wo er drei weitere Kinder gezeugt hatte. Er war mit allem Ersparten, das er heimlich über die Jahre zur Seite gelegt hatte, durchgebrannt und ließ Poppy ohne einen Cent zurück. Weder sie noch die Kinder sahen ihn je wieder.

Meine Mutter erinnerte sie an Zeiten, an die sie nicht erinnert werden wollte, und sie verabscheute deren Armut, wie sie ihre eigene Armut verabscheut hatte. Weil sie es aus eigener Kraft und mit harter Arbeit aus dem Sumpf herausgeschafft hatte und ihr niemand dabei geholfen hatte, sollte es meine Mutter auch nicht leichter haben als sie selbst.

Poppy war nicht nur böse, sondern auch hinterhältig. Sie versteckte ihre Bosheit hinter einem Lächeln und einer sanften Stimme. Jedes Mal, wenn sie kam, um ihre Hiobsbotschaft zu überbringen, hatte sie Kokosnusskekse für die Mädchen dabei. Immer die gleichen, wahrscheinlich kaufte sie Vorratspackungen für all die angehenden obdachlosen Kinder, die sie besuchte, um ihren Müttern mit süßer Stimme, in der Besorgnis und Verständnis mitschwang, den Rausschmiss anzukündigen, während sich die Kinder im Nebenzimmer um die Kekse stritten und das Sofa vollkrümelten.

Nach dem dritten Monat begriff meine Mutter, dass hinter dieser Panikmache eine Taktik stand, die sie zwar nicht verstand, aber immerhin vorhersehen konnte, und sie markierte den nächsten Besuch auf den Tag genau in einem Kalender im Flur, auf dem die Ferien und die Geburtstage meiner Schwestern und der restlichen Familie eingetragen waren. Meiner nicht, denn ich war ja noch nicht geboren.

Diesmal war es Poppy ernst. Sie erschien in Begleitung von zwei Männern, einem Architekten und einem Anwalt. Nachdem sie die Mädchen im Wohnzimmer begrüßt und ihre Kekse überreicht hatte, sagte sie meiner Mutter, sie müsse ausziehen. Sie gebe ihr zwei Monate Zeit, schließlich sei sie kein Unmensch, aber wenn sie bis dahin das Haus nicht verlassen hätte, könne sie leider keine Rücksicht mehr nehmen. Was das bedeutete, erklärte sie nicht, sondern nickte ihrem Anwalt zu, der meiner Mutter ein mehrseitiges Dokument zuschob, das sie über ihre Rechte und Pflichten aufklärte. Der Architekt sah sich inzwischen im Haus um und wurde von meinen Schwestern, die auf dem Sofa saßen und mit vollen Backen die trockenen Kekse kauten, misstrauisch beäugt.

Die Übelkeit meiner Mutter steigerte sich in einen Brechreiz, den sie vergeblich zu unterdrücken versuchte. Sie rannte auf die Toilette und riss den Architekten, der auf dem Boden hockte, um die Flurbretter abzuklopfen, fast um. Entschuldigen konnte sie sich nicht mehr, denn das Essen war bereits vom Magen aufgestiegen. Es gelang ihr immerhin, es im Mund zu halten und sich mit lautem Würgen in die Toilettenschüssel zu entleeren, was der Architekt gehört haben musste.

Er war ein attraktiver Mann, der meiner Mutter sicherlich gefallen hätte, wenn sie sich nicht in diesen unglücklichen Umständen befunden hätte. Deshalb sorgte sie sich auch nicht weiter, sondern spülte ihren Mund aus, wusch ihr Gesicht, bürstete ihre Haare und kehrte zum Küchentisch zurück, wo Poppy mit dem Anwalt sprach.

Sie verstummten, sobald meine Mutter sich näherte. Poppy sah sie besorgt an und strich ihr mit einer Hand,

die so eiskalt war, dass Mutter erschauerte, über den Arm und sagte: »Kind, warum gehst du nicht zurück nach England? Da könnt ihr von der Fürsorge leben und es gibt Sozialwohnungen und kostenlose ärztliche Versorgung. Dies hier ist ein hartes Land für Mütter wie dich.«

Meine Mutter spürte ihre Übelkeit wieder aufsteigen. Sie ging ihnen voraus zur Haustür, bestaunt von den drei kleinen Mädchen, die immer noch kauend auf dem Sofa saßen, still und artig, der Größe nach aufgereiht wie russische Holzpüppchen. Mutter wartete, bis Poppy den Anwalt und den Architekten eingesammelt hatte und sich hinausbewegte. Sie schloss die Tür leise hinter ihnen und rannte aufs Klo, um sich erneut zu erbrechen. Währenddessen hatten die Mädchen ihre Ordnung aufgelöst und stritten um die verbliebenen Kekskrümel in der Packung, die sie sich gegenseitig aus den Händen rissen, bis der gesamte Inhalt auf dem Teppich landete.

Als meine Mutter zurück ins Wohnzimmer kam, waren meine Schwestern verschwunden. Sie fand Paula, die nicht schnell genug war, hinter dem Küchentresen, zog sie hervor und gab ihr eine Ohrfeige. Paula lief heulend davon. Für einen Moment dachte Mutter daran, sie zurückzurufen, aber ihr fehlte die Kraft für eine Auseinandersetzung. Den Dreck, dachte sie, sollte Nora wegmachen, sobald sie nach Hause kam, und schleppte sich wieder ins Bett.

Da die Mädchen ein schlechtes Gewissen hatten, ließen sie unsere Mutter den restlichen Tag über in Ruhe. Als der Hunger zu groß wurde, war Nora wieder zurück, die zwar maulte, dass sie noch Hausaufgaben machen müsste, aber schließlich wie immer tat, was man von ihr verlangte.

3

Meinem Vater erzählte Mutter nichts von mir. Sie erzählte niemandem etwas. Sie ging weiter trinken und schlief zweimal die Woche mit dem traurigen Ehemann, der von seinem Glück nichts wusste. Er hatte Angst, seine Frau zu verlieren, erzählte er ihr eines Abends, betrunkenener als sonst. Er vertrug keinen Tequila, und ein Freund von ihm gab eine Runde nach der anderen aus. Sie setzte ihn vor die Tür, wo er eine Stunde lang randalierte, gegen die Tür trat, den Mülleimer auf die Straße schmiss und gegen das Auto meiner Mutter pisste, einen verrosteten hellblauen Käfer, dessen Fenster sich nicht mehr schließen ließen, und laut vor sich hin fluchte. Wie durch ein Wunder wachten meine Schwestern nicht davon auf. Dafür die Nachbarn, die die Polizei riefen, aber als sie kam, war er schon drei Ecken weitergezogen, auf die Wiese mit dem Maulbeerbaum, wo er zusammengerollt auf dem stacheligen braunen Gras seinen Rausch ausschließ.

Mein Vater war ein anständiger Mann, nur unglücklich und ängstlich. Deshalb entschuldigte er sich am nächsten Tag und reparierte die Eingangstür, von der er die Fußleiste abgetreten hatte. Und weil meine Mutter ahnte, dass er nicht mehr wiederkommen würde, ließ sie ihn

auch noch den tropfenden Wasserhahn festziehen und die Glühbirnen im Garten auswechseln, an die sie selbst nicht heranreichte.

Da sie sich gehen ließ und nicht besonders auf sich achtete, fiel es niemandem auf, dass sie nur noch weite T-Shirts trug. Sie schlief in denselben Kleidern und wechselte sie nur selten, denn sie verbrachte immer noch die meiste Zeit im Bett oder vor dem Computer, wo sie unter dem Namen *Candy* in anonymen Chatrooms mit anderen sitzen gelassenen und frustrierten Müttern über die mistigen Männer herzog und sich selbst bemitleidete. Oder mit Männern flirtete, die wahrscheinlich genau wie sie mit dickem Bauch, arbeitslos, ungewaschen und verwahrlost, mit Kaffeeflecken auf einem labbrigen T-Shirt mit dem ausgewaschenen Aufdruck einer Biermarke oder Sportmannschaft, vor dem schmierigen Bildschirm ihres trostlosen PCs saßen und auf die mit Semmelbröseln und Marmelade verklebte Tastatur einhackten.

Sie durchsuchte das Internet nach einem neuen Mann und beschrieb sich als aparte Mittdreißigerin, vom Leben enttäuscht, habe aber die Hoffnung auf die Liebe noch nicht aufgegeben. Sie schrieb, sie sei eine alleinerziehende Mutter, wobei sie die Anzahl ihrer Kinder verschwieg, liebe die Natur, das Meer, lange Spaziergänge und gute Gespräche bei einem Glas Wein.

Auf dem Foto, das sie zu ihrer Anzeige einstellte, war sie zehn Jahre jünger und gerade mit Paula, meiner zweitjüngsten Schwester, schwanger, was man noch nicht sehen konnte. Es zeigt sie in einem der wenigen fröhlichen Momente ihres Ehelebens im letzten gemeinsamen Urlaub ohne Kinder auf Korfu.

Sie steht vor einer weiß gekalkten Wand, die Sonnenbrille ins rötliche Haar geschoben, braun gebrannt, ein Glas Champagner in der Hand, in einem weiten, langen weißen Trägerkleid, das der Wind bauscht, ihre Augen leuchten grün im Schein der untergehenden Sonne, und sie lacht ein breites Lachen, bei dem ihre geraden weißen Zähne zu sehen sind.

Allein das Foto anzusehen machte sie glücklich. Zu wissen, dass es einmal bessere Zeiten gegeben hatte – auch wenn es, alle glücklichen Stunden zusammengerechnet, nicht mehr als drei Wochen gewesen sein konnten – und dass es auch wieder glücklichere Zeiten geben würde.

Sie glaubte, dass sie immer noch die Frau auf dem Bild war, dass sie immer noch so aussehen könnte, wenn ein Mann sie endlich glücklich machen würde.

Ihre Haare waren inzwischen grau geworden, und sie färbte sie selbst rotbraun. Sie waren auch nicht mehr lang und lockig, sondern kurz und stufig geschnitten und standen vom vielen Liegen und Schlafen meist struppig vom Kopf ab. Auch hatte sie mindestens siebzehn Kilo zugelegt seit jenem Foto, das nach einer ihrer vielen Diäten aufgenommen worden war. Sie hatte nach den Schwangerschaften Schwierigkeiten, ihr Gewicht zu halten, und quälte sich durch immer neue Diäten. Nach Sams Geburt hatte sie sich damit abgefunden, dicker zu werden, und alle Diäten aufgegeben. Sie war nicht fett, sie war auch nicht unattraktiv und hätte durchaus etwas aus sich machen können. Aber so wie auf diesem Bild würde sie nie wieder aussehen.

Die Unterhaltszahlungen wurden von Monat zu Monat unregelmäßiger. Sie hatten sich geeinigt, dass ihr Mann sie

wenigstens finanziell nicht hängen ließ, aber mit der Zeit und angesichts der vielen Kilometer zwischen ihnen schien dieses Versprechen zu verblassen.

Es kam der Monat, in dem sie die Miete nicht mehr aufbringen konnte, und ausgerechnet dann brachten meine Schwestern einen Brief nach Hause, der sie ermahnte, die ausstehenden Schulgebühren zu bezahlen, sonst würden sie ihre Zeugnisse nicht ausgehändigt bekommen.

Um die Miete sorgte sich meine Mutter nicht, da wir ohnehin ausziehen mussten. Wie sie Poppy kannte, würde sie hundert Gründe finden, die Kautions einzubehalten, da blieb sie ihr einfach gleich die letzte Miete schuldig.

Meine Mutter war es nicht gewohnt, sich um Finanzdinge zu kümmern. Das hatte immer ihr Mann gemacht. In England hatte sie eine Bankkarte, mit der sie Geld abhob, wann immer sie es brauchte, und eine Kreditkarte, mit der sie bezahlte, was immer zu bezahlen war. Das Essen, die Kleidung für die Mädchen, all das, was sie zum Leben brauchten. Das ging nun nicht mehr, das Konto war leer.

Gut, wenn wir verhungern, dann ist es seine Schuld, dachte Mutter anfangs noch trotzig, bis sie begriff: Er würde nicht zahlen, und wenn sie verhungerten, dann kümmerte es ihn nicht. Sie waren keine Familie mehr. Es gab keinen Mann, der für sie sorgte. Das war von jetzt an ihre eigene Aufgabe.

Diese Einsicht traf sie mit solch einer Wucht, dass sie sich für drei Tage ins Bett legen musste. Sie stand nicht mehr auf, außer, um auf Toilette zu gehen und ein Glas Wasser zu trinken. Sie vergaß zu essen. Das ist die erste Schwangerschaft, dachte sie, bei der ich nicht dicker, sondern dünner werde. Die Zeiten ändern sich.

Als sie sich wieder erholt hatte, stand sie auf und beschloss, ihr Leben und ihre Haltung zu ändern. Die Mädchen brauchten sie! Sie hatten ihren Vater verloren und sie ihren Mann. Wenn er wenigstens tot wäre, dachte sie manchmal, dann wäre es einfacher. Sie war immer eine gute Mutter gewesen und wollte es auch weiterhin sein. Gerade jetzt, wo sie den Mädchen Mutter und Vater zugleich sein musste.

Sie quälte sich jeden Morgen aus dem Bett und machte meinen Schwestern Sandwiches für die Schule, die diese meist in den Mülleimer schmissen, weil sie viel zu dick mit Margarine beschmiert waren. Aber sie wagten es nicht, etwas zu sagen, weil sie Mutter nicht verärgern und entmutigen wollten. Gerade jetzt, wo sie endlich aufgestanden war und das Leben sich wieder halbwegs normal anfühlte.

Meine jüngeren Schwestern verstanden nicht viel, aber ihre Freundinnen hatten Eltern, die geschieden waren. Das schien etwas zu sein, das irgendwann passierte, und nun war es eben in ihrer Familie passiert.

Ihr Vater war in England, er rief einmal die Woche an, sagte, er liebe sie und bald würden sie alle kommen, ihn besuchen. Sie hatten ein großes Trampolin und einen Pool, das Wetter war immer warm, sie konnten den ganzen Tag schwimmen. In England hatten sie in einem engen Apartment gelebt, und draußen war es meistens kalt und nass. Das war hier viel besser. Keine ihrer Freundinnen, überhaupt niemand, den sie in England kannten, hatte einen Pool und ein Trampolin. Ihre Mutter hatte immer schon scheußliche Brote geschmiert, und außerdem hatten sie sich gegenseitig und Nora, unsere große Schwester, die für sie sorgte.

Für Nora war das anders. Sie hasste dieses Land aus tiefstem Herzen. Sie hasste alles und jeden. Das Gras, die Bäume, die Sonne, das Meer, die Menschen, ihren Akzent, die Schule, die Schüler, selbst die Jungs, von denen sie sich küssen ließ, hasste sie. Sie liebte Regenbogen, Sterne, Nächte, Tiere, ihren Vater und Bücher. Das war's.

Sie behielt ihren englischen Akzent, während unsere Schwestern sich schnell angepasst hatten. Sie übertrieb ihn sogar noch, um sich von den anderen abzusetzen. Sie hasste, wie die Menschen hier das *E* in die Länge zogen und das *A* wie ein *Oh* aussprachen. Es war lächerlich.

Jeden Tag nach der Schule ging sie in die Bibliothek, weil es der einzige Ort war, wo sie in Ruhe ihre Hausaufgaben machen konnte. Sie lernte wie verrückt. Ihr Plan war es, ein oder zwei Klassen zu überspringen, die Schule so schnell wie möglich zu beenden und zurück nach England zu gehen. Sie war gerade sechzehn geworden und in der zehnten Klasse. Ihre Mutter würde sie nicht gehen lassen, bevor sie achtzehn war. Das waren noch zwei endlose Jahre ohne ihren Vater in diesem verhassten Land. Wenn sie ihren Abschluss schon früher machen würde, dann müsste Mutter sie gehen lassen, um zu studieren, denn sie wäre nicht in der Lage, Studiengebühren für sie zu bezahlen. Das war der Plan.

Da Nora keine Freunde hatte, verbrachte sie jede freie Minute, in der sie nicht einkaufen, kochen oder putzen musste, über ihren Büchern. Wenn sie nicht lernte, las sie. Und wenn sie nicht las, dann schrieb sie. Sie schrieb jeden Tag mehrere Seiten in ihr Tagebuch, das sie im Garten hinter den Hecken unter einem großen Stein versteckte, denn sie traute ihrer Mutter nicht und unseren neugierigen

gen Schwestern noch weniger. Das war eine Welt, die nur ihr gehörte und in die sie niemanden hineinließ. In ihren Tagebüchern beschrieb sie das Leben, das sie gern leben würde. Sie arbeitete ihren Fluchtplan aus, sie brachte ihren Hass aufs Papier, bis ihr nichts mehr einfiel, was sie hasen konnte, und fühlte sich danach leicht und fast froh. Sie wollte alles festhalten und nichts vergessen. Zu wissen, dass es auf diesen Seiten stand, erleichterte sie.

Meine große Schwester lachte nie. Sie achtete darauf, nicht zu lachen, nie froh zu erscheinen. Jede Form von Leichtsinn und Glück schien ihr ein Verrat an sich selbst, an ihren Idealen, an ihrem Leben. Sich mit der Situation abzufinden, ihr am Ende sogar etwas Gutes abzugewinnen, Frieden mit ihrer Mutter zu schließen, das alles war Verrat und deshalb undenkbar. Wenn sie jemals aus diesem Elend herauskommen wollte, dann würde jede Annäherung einen Schritt zurück bedeuten und unweigerlich zum Scheitern führen. Unerbittlich nach vorn blicken und keine Kompromisse machen war der einzige Weg zum Ziel.

So dachte meine Schwester damals, und sie war so streng und unerbittlich, wie man als Sechzehnjährige nur sein kann.

Trotzdem erlaubte sie sich ein wenig Glück, wenn niemand es sah. Es war in Ordnung, wenn sie es mit niemandem teilte. Ihr Glück bestand darin, Tagebuch zu schreiben, und in den Nächten, wenn alle schliefen, begann ihr Leben.

Tagsüber hielt sie sich nur draußen auf, wenn es nötig war, auch weil ihre helle Haut die Sonne nicht vertrug. Nora ist die rothaarigste und hellhäutigste von meinen Schwestern. In der Geschwisterfolge wird die Haut

dunkler, und die Haare gehen von Rot ins Braun. Carla, die Zweitälteste, ist immer noch rothaarig und hellhäutig, aber weit weniger als Nora, und Sam, die Jüngste, hat braune Augen, dunkle Haut, und ihre Haare weisen nur in der Sonne einen leichten Rotschimmer auf.

Wie ich aussehen werde, ist zu diesem Zeitpunkt noch ungewiss. Ich bin erst vierundzwanzig Wochen alt. Man könnte erkennen, dass ich ein Mädchen bin, aber da meine Mutter nicht zum Arzt ging, dafür auch gar kein Geld hatte und auch weiter nichts von mir wissen wollte, spielte ich noch keine Rolle. Bisher wusste nur meine Mutter von meiner Existenz, und um sie an mich zu erinnern, trat ich in den Nächten, wenn sie voller Sorgen und Verzweiflung wach lag, mit meinen kleinen Füßen und Fäusten sanft von innen gegen ihren Bauch, und dann spürte ich, wie meine Mutter ihre Hand auf ihre Bauchdecke legte, gegen meine Ferse oder Knie, und mich streichelte. Dann wusste ich, dass sie mich liebte, weil sie gar nicht anders konnte, auch wenn sie mich nicht haben wollte.

4

In den Nächten las Nora, bis es still war im Haus. Weil sie das Zimmer mit Carla teilen musste, die immer maulte, wenn sie das Licht anließ, hatte sie ihre Betten mit einem Laken abgeteilt, das sie an einer quer durch den Raum gespannten Schnur mit Wäscheklammern angebracht hatte.

Sie las mit einer Taschenlampe, von Carlas Bettseite abgewandt, bis sie deren regelmäßige Atemzüge vernahm, die bald in ein sanftes Schnarchen übergingen. Nach einer Weile sprach Carla noch einige unverständliche Worte, bis sie ganz verstummte und so leise schlief, dass nichts mehr zu hören war.

Manchmal beugte sich Nora über sie, um sich zu versichern, dass sie wirklich schlief, und glaubte fast, sie sei tot. So still lag sie da, das Gesicht wächsern mit Schatten um die Augen, die einen Spalt offen standen, die Iris nach oben verdreht, das Weiße von den langen rötlichen Wimpern verdeckt, der schmale Brustkorb hob und senkte sich nicht, und ihre Glieder lagen schlaff und fahl.

Von ihrem Bett aus konnte meine Schwester das Schlafzimmerfenster unserer Mutter sehen, die jetzt nachts immer zu Hause war und sich früh schlafen legte. Wenn ihr Licht ausging, stand Nora auf und schlich durch die Kü-

chentür – die Terrassentür quietschte – hinaus in den Garten. Sie liebte es, barfuß und im Nachthemd durch die Straßen zu wandern. Es fühlte sich herrlich frei an und bestärkte ihr Gefühl, der einzige Mensch auf der Erde zu sein. Unter ihren nackten Füßen spürte sie die vom Asphalt gespeicherte Hitze des Tages. Der Nachtwind strich unter ihr Hemd, angenehm warm und kühl zur gleichen Zeit.

Manchmal blieb sie im Garten und stieg nackt in den Pool. Leise ließ sie sich von den Stufen ins Wasser gleiten, tauchte tief unter, an den kühlen Grund, oder trieb reglos auf dem Rücken und sah in die Sterne. Das waren Momente des Glücks, und es erinnerte sie daran, dass es Dinge gab, die sie liebte. Nie sah man sie tagsüber im Pool. Oft riefen unsere Schwestern nach ihr, versuchten sie hineinzuworfen, spritzten sie nass, wenn sie in die Nähe kam – vergeblich. Den Triumph gönnte sie ihnen nicht, auch wenn sie an manchen heißen Tagen nichts lieber getan hätte. Umso köstlicher waren ihre nächtlichen Bäder.

Das einzige Problem waren ihre nassen Haare, die im Schlaf trotz Handtuch das Kissen durchfeuchteten und am nächsten Morgen wie Putzwolle vom Kopf abstanden.

Von all dem wusste unsere Mutter nichts. Sie war damit beschäftigt, ein neues Haus für uns zu suchen. Die monatlichen Zahlungen ihres Noch-Ehemanns blieben ganz aus. Das Essen wurde knapp. Meine Schwestern brauchten neue Badeanzüge, Stifte, Hefte, Radiergummis. Es waren noch drei Wochen bis zum Ende des Monats.

Nora hatte ein kleines Sparkonto angelegt, das sie in einer Blechschachtel unter ihrem Bett versteckte, zusammen mit Plastikschmetterlingen und allem möglichen Regen-

bogenfarbenen: einer Kette mit einem Herz aus Regenbogen, zehn kleinen Fläschchen mit Nagellack in allen Regenbogenfarben, die ihr Vater ihr bei seinem letzten Besuch gekauft hatte, einem Regenbogensticker mit der Aufschrift »I heart Rainbow«, einem Freundschaftskettchen in Regenbogenfarben, das ihre beste Freundin in England ihr zum Abschied gegeben hatte, und einer leeren Skittles-Verpackung. Sie liebte Skittles, kleine bunte Süßigkeiten in – natürlich: Regenbogenfarben.

Nach und nach verkaufte meine große Schwester, was sie besaß, um Geld für einen Flug nach England zu sparen. Ihren iPod, CDs, alles verkaufte sie. Viel kam dabei nicht heraus, lange nicht genug für einen Flug, und deshalb buk sie Plätzchen nach einem Rezept ihres Vaters, der ein Koch war und von dem sie viel gelernt hatte. Die Plätzchen füllte sie in kleine Zellophantütchen und verkaufte sie nach der Schule vor der Bibliothek. Auch das brachte lange nicht genug für einen Flug, aber Nora blieb eisern und rührte das Geld nicht an. Nicht einmal für ein Regenbogenkleid, das lächerliche siebzig Rand kostete, obwohl sie lange zögerte und die Möglichkeit, ihr Reisegeld anzubrechen, zum ersten Mal überhaupt in Erwägung zog. Aber nur für einen Moment, nicht länger als einen Atemzug, dann hingte sie es entschlossen wieder zurück und dachte, für wen sollte sie so ein schönes, fröhliches Kleid tragen? Wenn, dann in England, aber da war es zu kalt dafür.

Ihr gefiel der Gedanke, nach und nach alles, was sie besaß, zu verkaufen. Bis auf einen Rock, eine Hose und ein T-Shirt, die sie tagein, tagaus tragen würde, bis sie in Fetzen hingen. Das würde sie nicht kümmern. Sie würde Kekse backen und putzen gehen, wenn sie nicht gerade lernte oder

zu Hause schuftete musste. Sie würde ein Leben voller Entbehrungen und Opfer führen bis zum Tag, an dem sie ihre letzte Prüfung schrieb und danach in den Kleidern, die ihr fast vom Leib fielen, zum Flughafen fuhr, ein Ticket kaufte und in das Flugzeug nach London stieg. Die Menschen würden stehen bleiben und sich nach ihr umdrehen, ihr mit offenen Mündern hinterhersehen, wie dieses Mädchen, das in Fetzen herumlief, mit einer Entschlossenheit voranschritt, die Könige vor Ehrfurcht erzittern ließ.

Manchmal bedauerte sie, dass sie sich dann nicht mehr um ihre Schwestern würde kümmern können, aber sie machte ihren Frieden damit, dass sie ihnen lange genug Mutter war und es endlich Zeit war, ihr eigenes Leben zu leben. Die Kindheit war ihr bereits gestohlen worden.

Nora war weit entschlossener und zielstrebigter als meine Mutter mit ihrem Plan, die Familie zu ernähren und ein neues Heim zu besorgen. Dass sie nicht wusste, wie viel Geld sie monatlich für die Miete aufbringen konnte, weil sie genau genommen nicht das geringste Einkommen hatte, bedeutete das Ende der Haussuche.

Meine Mutter ging ihre Möglichkeiten durch. Es gab noch ihre Mutter, die eine kleine Pension betrieb. Sie hatte sogar ein kleines Gästehaus auf dem Grundstück, das leer stand und für die Familie reserviert war.

Meine Mutter war zurückgekommen, um ihrer Mutter zu helfen, nachdem deren Mann gestorben war, aber die wollte ihre Hilfe nicht und sagte, sie komme allein zurecht. Jetzt war es an der Zeit, sie um Hilfe zu fragen.

Meine Mutter nahm allen Mut zusammen und wollte ein hübsches Kleid anziehen, da fiel ihr auf, dass ihr Bauch

bereits zu dick war. Schließlich fand sie doch noch etwas, das weit genug war und einigermaßen anständig aussah. Sie versteckte ihre widerborstigen Haare, die nun in alle Richtungen wuchsen, weil sie kein Geld für den Friseur hatte, unter einem Strohhut, nahm meine beiden jüngsten Schwestern an die Hand, nachdem sie sie aus dem Pool gezogen und ebenfalls in hübsche Kleidchen gesteckt hatte, und ging zu ihrer Mutter, um sie um Asyl zu bitten.

Meine Mutter hielt ihre Mutter für hart und böse. Wie alle Töchter wollte sie von ihrer Mutter geliebt und akzeptiert werden und hatte alles versucht. In jungen Jahren hatte sie rebelliert und mit Selbstmord gedroht, sich einmal sogar fast umgebracht mit allen Tabletten, die sie im Medizinschrank finden konnte und mit Whiskey hinunterspülte. Da ihre Mutter selbst viel trank und mehr Tabletten nahm, als gut für sie war, konnte sie von beidem nicht genug finden, um ihrem Leben ein Ende zu setzen. Sie erbrach sich auf dem weißen Schafwollteppich im Wohnzimmer vor dem Kamin, wo ihre Mutter sie schlafend fand, mit ein paar Fußstritten aufweckte und ins Bett prügelte.

Am nächsten Morgen musste sie sauber machen, und weil ein dunkler Fleck zurückblieb – ein Rest Rotwein, der nur herumstand, weil er schon zu Essig geworden war und vermutlich den Brechreiz ausgelöst und ihr das Leben gerettet hatte –, strich ihre Mutter ihr für den Rest des Lebens das Taschengeld, denn das, sagte sie, sei noch lange nicht genug, diesen Schaden wiedergutzumachen. Danach lief meine Mutter von zu Hause weg, doch der Vater ihrer Freundin, bei der sie sich versteckte, brachte sie wieder zurück.

Meine Mutter heiratete meinen Vater, um von zu Hause

wegzukommen und um ihrer älteren Schwester eins auszuwischen, die vor ihr hätte heiraten sollen.

Der Vater meiner Schwestern war Mutters erster Freund, und sie ließ sich kurz vor dem Schulabschluss von ihm schwängern, weil sie wusste, dass er anständig genug war, sie nicht zu verlassen. So kam Nora auf die Welt, und als Nora unsere Mutter später wieder und wieder fragte, warum so viele Jahre zwischen ihr und ihren Schwestern lagen, sagte sie, sie hätten sie gemacht, weil sie einen Babysitter für ihre Schwestern brauchten. Mutter fand das lustig, und Nora glaubte ihr.

Nun stand unsere Mutter mit ihrem albernen Strohhut und dem Kleid, bei dem der Saum hinten herunterhing – was sie erst entdeckte, als sie vor dem Haus stand –, zwei maulenden Mädchen an der Hand, deren tiefend nasse Zöpfe dunkle Flecken auf den Schultern ihrer hübschen Kleidchen hinterließen, vor dem automatischen Tor und warteten darauf, dass es sich öffnete. Sie bereute im selben Moment, ihre Mutter um Hilfe fragen zu wollen. Die hatte bereits damals, als sie angekommen waren, abgelehnt, sie länger als eine Woche bei sich wohnen zu lassen. Glücklicherweise hatten sie schnell ein Haus gefunden, aber diesmal, versuchte sie sich einzureden, war es anders. Diesmal brauchten sie Hilfe, und vielleicht würde sich das harte Herz der Mutter erweichen und sie auf eine neue, ungewohnte Weise zusammenbringen. Sie wurde fast euphorisch bei der Vorstellung, dass ihre Mutter sie in die Arme schließen würde und »mein Kind, du bist nicht alleine« sagte. Als das Tor sich quietschend bewegte, wurde ihr bewusst, dass das nie im Leben passieren würde.

Wie geprügelte Hunde liefen meine Schwestern neben Mutter auf dem Kiesweg entlang, der sich zur Terrasse des Hauses hinaufwand. Sie wäre lieber auf direktem Weg über die Wiese gelaufen, anstatt den albernen Windungen zu folgen, und von ihrem Widerwillen schloss sie, dass sie sich in den aufsässigen Teenager zurückverwandelte, der ihrer Mutter so ein Gräuel war. Als sie ihre Mutter sah, die auf der Terrasse stand, die Hand über den Augen, um besser zu sehen, wer da den Weg hinaufflief, wusste sie, dass sie genauso gut wieder umkehren konnten. Sie blickte zurück, das Tor schloss sich langsam und quietschend, es wäre noch genug Zeit geblieben, hinauszulaufen, aber sie war nicht albern, sah nach vorn und setzte ihren Weg tapfer fort.

Als meine Großmutter erkannte, wer da kam, ging sie ins Haus zurück. Meine Mutter erreichte die Terrasse, Sam, meine jüngste Schwester, quengelte, ob sie in den Pool dürften, sie hätte ihren Badeanzug extra angelassen. Erst jetzt sah meine Mutter, wie sich die nassen Badeanzüge meiner Schwestern dunkel unter den Kleidern abzeichneten. Da ihr Auftritt ohnehin misslungen war und der Pool leer und verlassen lag, gab sie nach, und die Mädchen stürmten begeistert los, zogen ihre Kleider noch im Laufen über den Kopf und sprangen mit lautem Geschrei ins Wasser. Mutter wollte noch rufen, dass sie leise zu sein hatten, aber ihr fehlte die Kraft. Sie drehte sich um, holte tief Luft und ging ins Haus.

Dort war es schlagartig kühl. Vom leichten Summen in der Luft schloss sie, dass die Klimaanlage an war. Meine Großmutter war eine fanatische Klimaanlageanhängerin. Ihr Haus war immer auf neunzehn Grad herunter-

gekühlt. Sommers wie winters. Das war ihre Vorstellung von Luxus.

Meine Mutter rief »Mama!« in den dunklen Raum hinein. Die Gardinen waren zugezogen, es roch wie immer nach Mottenpulver und Lavendel-Raumspray. Die weißen Fliesen waren makellos sauber. Die große eichene Standuhr tickte laut. Mutter stand still und lauschte. Von draußen war das Gekreische und Spritzen meiner Schwestern zu hören. Ein beruhigend lebendiges Geräusch in der tickenden, lavendelgeschwängerten Mottenluftstille. In diesem Moment spürte meine Mutter eine zärtliche Liebe zu ihren Mädchen. Am liebsten wäre sie zu ihnen hinaus in die Sonne gelaufen, hätte sie aus dem Pool gezogen und tropfnass an sich gedrückt, so dankbar war sie für ihre Lebendigkeit.

Jetzt war ein leises Schlurfen zu hören, und auf einmal stand ihre Mutter vor ihr, fast aus dem Nichts war sie erschienen und musterte sie mit zusammengekniffenen Augen.

Meine Mutter ging einen Schritt nach vorn und streckte ihre Arme aus, um ihre Mutter zu umarmen, noch ganz von den zärtlichen Gefühlen für meine Schwestern bewegt. Dann fiel ihr ein, dass es zwischen ihr und meiner Großmutter keine Zärtlichkeiten gab, nie gegeben hatte. Sie konnte sich an keine einzige Berührung erinnern außer den gelegentlichen Ohrfeigen, und selbst für die war sie fast dankbar, weil sie die einzige Form von körperlicher Zuwendung waren, die sie von ihrer Mutter bekommen hatte.

Warum nicht einfach den Anfang machen, dachte sie mutig, und anstatt ihre Arme wieder zurückzuziehen, vor

der Brust zu verschränken und die Haltung einzunehmen, die sie üblicherweise ihrer Mutter gegenüber einnahm, ging sie einen Schritt auf sie zu, umfasste sie mit beiden Armen und drückte sie an sich.

Es war eine unbeholfene Umarmung. Meine Großmutter versteifte sich unter dem Druck. Mutter drückte ihre Wange in den weichen faltigen Hals und dachte, es ist ein Anfang, immerhin. Dann lockerte sie ihre Umarmung und trat einen Schritt zurück.

Die zwei Frauen standen sich in dem dunklen kalten Raum gegenüber, die Uhr tickte, und die Mutter meiner Mutter sagte zur Begrüßung: »Was gibt's?«

Als Antwort seufzte meine Mutter nur tief, und ihre Mutter drehte sich um und ging aus dem Raum. Sie sprach, während sie lief, und das war als Aufforderung zu verstehen, ihr zu folgen. »Ihr solltet wirklich zu ihm zurückgehen. Du wirst es hier nie schaffen.«

Kraftlos und mit hängenden Schultern schlurfte meine Mutter hinter ihrer Mutter den noch dunkleren gefliesten Flur entlang. Alle Räume in diesem Haus waren gefliest. An den eigelbfarbenen gestrichenen Wänden hingen schnörkelig gerahmte Drucke von Blumenaquarellen. Sie kamen in die Küche, einen unerwartet lichtdurchfluteten Raum in klinischem Weiß. Meine Großmutter deutete auf einen Hocker, und Mutter setzte sich artig. Großmutter schob ihr eine Kaffeetasse unter die Nase und füllte sie mit Filterkaffe, der wahrscheinlich seit dem Frühstück warm stand. Meine Mutter kümmerte das nicht, obwohl sie Sodbrennen von Filterkaffee bekam. Sie war dankbar für jede Form von Fürsorge. Sie wünschte sich so sehr, dass sich jemand um sie kümmerte. Sie wäre gern ein kleines Mäd-

chen gewesen, das mit Windpocken im Bett lag und von ihrer Mutter gesund gepflegt wurde.

Sie rührte drei Löffel Zucker in ihren Kaffee und fühlte alle Widerstände dahinschmelzen. Am liebsten hätte sie ihrer Mutter erzählt, dass sie schwanger war. Hatte die nicht, seit sie fünfzehn war und ihre Periode bekommen hatte, jeden Tag damit gerechnet? »Ab jetzt kannst du schwanger werden, denk daran«, hatte sie gesagt und ihr eine Packung Binden in die Hand gedrückt.

Jetzt wäre es endlich so weit. »Mutter, ich bin schwanger.« Sie sagte es zur Probe in Gedanken und sah ihre Mutter an, um deren Reaktion zu testen. Die hatte Kaffeeflecken auf ihrer makellosen Küchentheke entdeckt und war damit beschäftigt, sie wegzuwischen.

»Mutter«, sagte meine Mutter und nahm alle Kraft und allen Mut zusammen, »meinst du, wir könnten eine Weile hier unterkommen? In deinem Gästehaus? Es steht doch leer. Brian hat mir seit letztem Monat keinen Unterhalt mehr gezahlt, wir müssen aus unserem Haus raus, und ich weiß nicht, wohin.« Sie sah ihre Mutter an. Die wich ihrem Blick aus und rieb weiter mit dem Lappen auf der sauberen Küchenplatte.

»Das geht nicht«, sagte sie schließlich, ohne ihren Blick zu heben. »Deine Schwester wird dort einziehen.«

»Dolores? Zieht hier ein? Und was ist mit Tom und den Kindern? Warum weiß ich davon nichts?« Ihre Mutter sah sie nun an.

»Dolores wollte näher bei mir sein, auch wegen der Kinder, die ihre Oma vermissen, und Tom hat seinen Job aufgegeben. Sie wollen hierherziehen. Ich habe gesagt, sie können hier wohnen, bis er etwas gefunden hat. Ich kann

ihre Hilfe gut brauchen, ich bin ja auch nicht mehr die Jüngste und alleine.«

»Und was ist mit mir? Ich bin hier! Ich kann dir helfen. Ich suche nach einem Haus. Von Anfang an habe ich dir angeboten zu helfen, und du wolltest uns nicht bei dir haben. Du wolltest, dass wir so schnell wie möglich ausziehen. Und jetzt gibt Tom seinen Job und sein Haus auf, nur um hierherzuziehen, damit du nicht allein bist. Ich bin die ganze Zeit hier, wegen dir bin ich hierhergekommen, damit du nach Vaters Tod nicht so allein bist, und wir brauchen einen Platz, wir stehen auf der Straße.«

»Nun, das konnte ich ja nicht wissen, und Dolores war schon immer zuverlässig. Wer weiß, wann du deine Meinung wieder änderst. Ich brauche jemanden, auf den ich mich verlassen kann.«

Ihr Leben lang hatte ihre Mutter sie gegeneinander ausgespielt. Als meine Mutter heiratete, machte ihre Mutter Dolores Vorhaltungen, dass sie immer noch keinen Mann gefunden hatte. Dolores heiratete schließlich Tom, der sie schon lange umwarb, ihr aber nie gut genug war, weil ihre Mutter sie davon überzeigte, dass sie keinen besseren Mann finden würde. Denn die Jahre gingen schnell dahin und so auch die Schönheit und Jugend einer Frau und ehe sie sich's versähe, wäre sie eine alte Jungfer, die keiner mehr haben wollte. Im Notfall könne man sich heutzutage glücklicherweise scheiden lassen. Was gäbe es schon zu verlieren.

Also heiratete Dolores Tom, und sie zogen nach Pretoria, wo er eine gut bezahlte Stelle in einer Computerfirma fand, mit Aufstiegschancen. Sie bekamen zwei Jungen, Hank und Will, und Tom ließ sich auf Dolores' Wunsch nach Wills Geburt sterilisieren unter dem Einfluss ihrer